

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

~*~*~*Redigirt von einer Committee.~*~*~*

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Käfel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 5. Milwaukee, Wis., den 1. November 1882. Lauf. No. 445.

Inhalt. — Die Augsburgische Confession. — Zum Reformationsfest. — In böser Herberge. — Der Christenmord des Jahres 1860. — Die Versammlung der Synodalconferenz in Chicago. — Bilder aus der Heidenwelt. — Bekanntmachung und Bitte. — Conferenzen-Anzeigen. — Veränderte Adresse. — Quittungen.

Zum Reformationsfest.

Von dem Sturz des römischen Papstthums in der Reformation hat St. Paulus an seine Thessalonicher geschrieben: „Und alsdann wird der Boshaftige offenbaret werden, welchen der Herr umbringen wird mit dem Geist seines Mundes.“*) Das Wort Gottes, das Schwert des Geistes, sollte es sein, womit Gott seinem Widersacher, dem Antichristen zu Rom, die Wunden wollte schlagen lassen, an denen er sich verbluten muß, womit die Ketten gesprengt werden sollten, in welche der römische Tyrann die arme Christenheit, unzählige Gewissen geschlagen hatte. Und wie es vorhergesagt war, so ist es geschehen; der Boshaftige ist offenbar gemacht worden durch Gottes Geist, durch das Wort der Wahrheit.

Es hat freilich Leute gegeben und giebt ihrer nicht wenige, die stellen sich und anderen den Sturz des Papstthums ganz anders, und deshalb ganz verkehrt vor. Die Macht des Papstthums, sagen sie, sei eigentlich gebrochen worden durch französische Politik und durch das Aufleben der Wissenschaften. Daß es der Krone Frankreichs gelungen war, aus dem römischen Gegner einen französischen Unterthanen zu machen, der sein Sodom zu Avignon in Frankreich aufgeschlagen hatte, daß dann die große Spaltung eintrat und endlich drei Päpste einander mit Bannstrahlen bearbeiteten, daß dann die Bewegung, welche von der Mutter-Universität zu Paris ausging, zu den großen Concilien**) führte, die sich über die Päpste stellten, und daß von den immer zahlreicher werdenden Sigen der Wissenschaft helle Köpfe ausgingen und wiederum Licht verbreiteten. — dies alles soll den Thron des Papstes erschüttert und die dreifache Krone zuerst ins Wanken gebracht haben.

Doch in Wahrheit verhält sich die Sache ganz anders. Freilich sehen wir ja in den erwähnten Vorgängen Auflehnungen seitens einzelner Personen und großer Versammlungen gegen eine anmaßende, höchst unbequeme Macht. Aber nicht jeder, der sich gegen eine Macht auflehnt, bringt diese Macht ins Wanken oder zu Fall; sonst gäbe es auf Erden kein Königreich, das Jahr und Tag alt wäre; und mancher Schuljunge weiß aus Erfahrung, daß man bei der Auflehnung empfindlich gedücker werden kann. Es fragt sich also, wie weit es den berühmten großen Kirchenversammlun-

gen und den ebenfalls berühmten großen Universitäten gelang, die Macht des Papstes zu brechen; und da erfahren wir, daß am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Macht des Papstthums ungebrochen dastand. Die Wirkung des Ansehens der Concilien und ihrer kümmerlichen Opposition gegen die Päpste war, daß die Päpste, wie Pius II. in einer Bulle vom 18. Januar 1460, allen Christen bei Verlust ihrer Seligkeit verboten, an ein Concil zu appelliren. Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durfte der Dominicaner Thomas de Bio von Gaeta, derselbe Cajetanus, der später mit Luther handgemein wurde, es wagen zu schreiben, die Kirche sei eine geborene Slavinerin, und es stehe ihr gegen einen bösen Papst nur ein Mittel zu Gebote, nämlich fleißig für ihn zu beten. Diese Lehre von der Oberhoheit des Papstes und von seiner Unschleubarkeit wurde gerade jetzt mit Eifer und Umsicht getrieben, und die Dominicaner hatten die von der weltlichen Obrigkeit respectirte Aufgabe, mit Feuer und Schwert nachzudrücken. Die Göttin, die das Papstthum erfunden hatte und unter dem Namen der Jungfrau Maria anbetete, wurde höher gehoben als je: „Ehre sei der Jungfrau, dem Vater und dem Sohne!“ hieß es im Gebetbuch. Schwunghaft wie je ging der Reliquienhandel, daß selbst der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen 5005 Reliquienstücke zusammenbrachte, die jährlich am Sonntag Misericordias der andächtig versammelten Gemeinde gezeigt wurden; ja der zu Trier versammelte Reichstag erbaute sich am Anblick des „heiligen ungenährten Kocks,“ und die Bilder welche dies Mirafel darstellen, finden sich unter den Acten des Reichstages. Nicht besser war es auf den hohen Schulen; wenig Abbruch thaten die dem Papstthum, sondern auch in ihnen und durch sie regierte Rom's Scepter. Die Pariser Universität und ihre Töchter lagen in der dicksten Finsterniß des papistischen Aberglaubens, versehen mit einem bald größeren, bald geringeren Zusatz aufgefärbten Heidenthums aus dem alten Griechenland und Rom. Auf den Universitäten herrschte ein wüster, roher Geist, und die Clerisei war ein entsetzlicher, giftathmender Sumpf, der in der Hofstadt Rom am tiefsten war. Und wie in den Versammlungen der Großen des Reichs und auf den hohen Schulen, so spielte das Papstthum mit seinem Aberglauben und seiner Tyrannei und seiner sittlichen Verkommenheit seine Rolle auch in den Häusern und Hütten und Herzen des gemeinen Volks. Aus Kirchen, Schulen und Häusern war das lebendige, seligmachende, heiligende Gotteswort fast ganz verdrängt und des Papstes Lügen machten sich breit und hatten das Feld schier ganz für sich oder theil-

Die Augsburgische Confession. *)

1. O Großer Gott! erbarm dich mein,
2. Die Erbsünd thut mir schaden.
3. Der ew'ge Gottessohn allein,
4. Macht mich gerecht aus Gnaden,
5. So giebt das Predigtamt Bericht,
6. Dann folgen die Gehorsamsfrucht
7. In deiner Kirche gemeine.
8. Die Kirche ist der Gläub'gen Zahl,
9. Die Tauf ein Gnadeniegel,
10. Wie auch das heil'ge Abendmahl;
11. Vor'm Beichteu halt als Spiegel.
12. Dein G'feg mir vor, gib wahre Buß'
13. Zum sacramentlichen Genuß.
14. Gieb treue Kirchendiener.
15. Ich halte gern die Kirchenbräuch
16. Und ehr' die Obrigkeiten,
17. Doch kann sich nicht auf dein Gericht
18. Mein Wille recht bereiten.
19. Du kannst nicht Sündenursach sein,
20. Laß mich in Glaubenswerken sein
21. Dir, nicht den Heil'gen, dienen.
22. Du hast das Nachtmahl ganz gestift't.
23. Recht ist die Priesterehe.
24. Die Messe hat der Papst vergift't;
25. Sein Beichtzwang bringt nur Wehe.
26. Das Speisverbot ist Menschentand,
27. Wie auch der Mönchs- und Nonnenstand.
28. Der Bischof bleib beim Worte.

Beschluß.

Nun solche Punct' hat unser Theil
Zu Augsburg frei bekennet.
Mein Gott, ich dank dir für dein Heil,
Und weil ich werd genennet
Nach deinem Evangelium:
So laß mich denn zu deinem Ruhm
Auch würdig wandeln. Amen.

*) Jede der numerirten 28 Zeilen deutet kurz den Inhalt eines Artikels des Augsburger Bekenntnisses an.

*) 2. Thess. 2, 8.
*) Den Kirchenversammlungen zu Pisa, Konstanz und Basel.

ten es mit heidnischer und mittelalterlicher Philosophie. Dazu wurden Länder und Völker ausgezogen von der Habgier der Päpste und Bischöfe und den zahllosen Priestern und Mönchen und Nonnen, die viel verzehrten und wenig oder nichts thaten, die Lasten des Gemeinwefens nicht tragen halfen, die Gerichtsbarkeit des weltlichen Arms nicht anerkannten, ihre Kirchen und Klöster als Zufluchtsstätten für große und kleine Verbrecher darboten; und wenn man ihnen und ihren sogenannten Rechten zu nahe trat, so waren sie flugs bei der Hand mit Baum und Kirchenbußen. Das war die Lage der Dinge im weiten Abendland am Anfang des Jahrhunderts, das dem Jahrhundert der großen Concilien folgte. Dede und dunkel lag die sogenannte Christenheit da, bis Gott sprach: „Es werde Licht!“ In babylonischer Gefangenschaft lag die Kirche des Abendlandes, bis Gott das Gebet der Wenigen erhörte, die in der Verborgenheit riefen: „Ach daß die Hilfe aus Zion über Israel käme, und der Herr sein gefangenes Volk erlösete!“

Besonders klar aber läßt sich die ungebrochene Macht des Antichrists in jenen Tagen an einem Stück erkennen, dessen Betrachtung wir bis jetzt aufgespart haben. Was ist doch das Hauptstück des Antichristenthums, das Stück, welches den Papst recht vornehmlich zu dem macht, was er ist, und aus welchem recht deutlich ersichtlich wird, daß er eben der rechte, echte Antichrist ist? Es ist dies, daß er den Weg zur Seligkeit, die Gerechtigkeit allein durch den Glauben, den armen von ihm betrogenen und geknechteten Leuten verlegt und sie auf andre Wege führt, die er selber erfunden hat, und die den, der sie wandelt, von Christo weg und in die Verdammniß führen. Das Gut, das Christus mit seinem Gehorsam bis zum Tode am Kreuz erworben hat, die Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, und die dem Glauben zugerechnet wird, hat der Papst, so viel er konnte, den Augen der Menschen verdeckt und entriekt, Christum, den Gnadenstuhl in seinem Blut, als einen schrecklichen Richter abgemalt oder hinter einer Wolke wirklicher oder sogenannter Heiligen schier verschwinden lassen; hingegen sich selbst und seine Bischöfe und Priester und Mönche und Nonnen und ihr Opfer am Messaltär und am Betschemel, und die Heiligen, deren Verdienste er in seinem Sack zu haben und verkaufen zu können vorgab, endlich des Sünders eigenes Thun, sein Fasten und Wallfahrten und Almosen geben, besonders was für den Papst und seinen unabsehbaren Drachenschwanz geschah — das waren die Leute und Dinge auf welche der schändliche Betrüger die armen Betrogenen als auf den Grund ihrer Seligkeit hinwies. Und dies recht teuflisch antichristliche Treiben ging zu keiner Zeit frecher und schamloser in Schwang, als gerade am Vorabend der Reformation, als des Papstes und seiner Pächter Ablassverkäufer die Lande durchzogen bis hinauf zu den Scandinaven im hohen Norden und im Namen des Papstes mit lästerlichen Reden, die man gar nicht wiedergeben mag, den Leuten für viel Geld viel Gnade und für weniger Geld weniger Gnade anboten und es den Leuten auf dem Ablasszettel schriftlich gaben, was sie mit ihrem Gelde gelöst haben sollten.

Und wunderbar! Gerade hier, an diesem Punkt war es, wo Gott der Herr, als die Zeit gekommen war, da er den Boshastigen offenbar machen wollte, den ersten Griff in das Lügengewebe des Antichrists that. Nicht gegen das lose, schändliche Leben der Priester führte Luther den ersten Streich, als er an jenem denkwürdigen 31. Oktober seine 95 Thesen an die Thür der

Wittenberger Schloßkirche schlug; sondern gegen die greuliche Verkehrung der Heilsordnung zur Erlangung der Vergebung der Sünden, da er sah, wie der schändliche Ablasshändler an Stelle der wahren, aufrichtigen Buße und des Verdienstes Christi schändes Geld und des Papstes Ablass setzte und so, was Luther in Gottes Namen durch Lehren und Vermahnen baute, in des Papstes Namen durch seinen Ablasshandel wieder einriß. Die Vergebung der Sünden aus Gnaden um Christi willen war das Kleinod, für das Luther auftrat. So lautete die 32. These: „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablassbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.“ Die 37. These: „Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi oder der Kirchen, aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablassbrief.“ Die 62. These: „Der rechte, wahre Schatz der Kirchen ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“ Die 63.: „Dieser Schatz ist billig der allerfeindseligste und verhassteste; denn er macht, daß die ersten die letzten werden.“ Die 64.: „Aber der Ablasschatz ist billig der allerangenehmste; denn er macht aus den letzten die ersten.“ Die beiden hier zuletzt angeführten Thesen zeigen recht klar, wie der Herr Christus mit dem Wort seiner Gnade und der Papst mit seinem Ablass einander gegenüber stehen als Christus und Antichristus, indem der Eine klein macht, was der Andere groß macht und der Eine groß macht, was der Andere klein macht. Als darum Luther des inne wurde, daß der Papst seine Thesen nicht billige, sondern gerade so stehe, wie seine Ablasshäuser, da wurde ihm auch klar, was ihm am 31. Oktober 1517 noch nicht klar war, daß der Papst der rechte, wahre Widerchrist sei, wie er denn schon im folgenden Jahre an seinen Freund Link schrieb: „Ich will dir meine Kleinigkeiten schicken, damit du sehen kannst, ob ich wohl mit Recht vermuthete, daß der wahre Antichrist, nach Paulus, am römischen Hof herrsche; daß dieser gegenwärtig schlimmer sei als der Türke, glaube ich beweisen zu können.“

Ja, er hat es bewiesen; er hat durch das Wort Gottes, wie es geweissagt war, den Boshastigen offenbar gemacht, daß ihn nun jeder erkennen und sich vor ihm hüten kann. Er hat es in den Tagen der Reformation Tausenden klar gemacht, welches verurtheilte Spiel der Papst in der Kirche Gottes getrieben, von dem St. Paulus schreibt: „Welches Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans.“*) So trägt denn auch die letzte größere Schrift, welche Dr. Luther am Abend seines Reformator-Lebens verfaßt hat, den Titel: „Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet,“ und diese Schrift schließt mit den Worten: „Aber hie muß ichs lassen. Will's Gott, im andern Büchlein will ichs bessern. Sterbe ich indeß, so gebe Gott, daß es ein Andrer tausendmal ärger mache. Denn die teuflische Päpsteri ist das letzte Unglück auf Erden, und das nächste, so alle Teufel thun können mit all ihrer Macht. Gott helfe uns. Amen.“

G.

*) 2. Thess. 2, 9.

Unser freier Wille, unser Herz, unsre Vernunft, unser Wille und Werk, wenn sie gleich auch die allerbesten wären, wenn sie allein sind, das ist, wenn wir den Heiligen Geist nicht empfangen haben, sind gleich wie ein unfruchtbarer Baum, daran keine Frucht gefunden wird. (Luther.)

In böser Herberge.

Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die Einker.

Das Wort, das Waldburg dem Ritter von Siebeneichen beim Sarge des Herzogs von Schwaben zugerufen hatte, bewährte sich. Ganz Oberitalien befand sich im Aufstand. Das Unglück des Kaisers benützend hatten die lombardischen Städte ein Bündniß geschlossen, sich von der deutschen Oberherrschaft zu befreien.

Alle Pässe waren besetzt. Nur unter steten Kämpfen und wachsender Gefahr vermochte Friedrich Barbarossa das treue Pavia zu erreichen, wo er den Winter zubrachte. Seine Gemahlin mit den Kindern und der jugendlichen Wittve Friedrichs von Rothenburg hatte er, noch ehe der Aufstand begonnen, nach Deutschland vorausgeschickt. Auch die Leichenzüge der beiden Herzöge von Rothenburg und Belf gelangten ungefähr det über die Alpen. Nicht den Todten, sondern den Lebenden stellten die Lombarden nach. Ihn, den Kaiser, wollten sie nicht entkommen lassen. Als ein gefangener Adler sollte er seinen Siegesflug enden; mußten sie doch, daß, so lange er lebe und frei sei, kein Unglück, welcher Art immer es sei, den kühnen Muth ihm beugen könne. Und doch lag ihm so viel daran, schnell nach Deutschland zu gelangen, wo auf die Nachricht vom Aufstande Italiens, vom Verlust des ganzen Heeres, Jammer und Verwirrung einziehen mußten.

Sobald deshalb im März die Alpenpässe wieder gangbar wurden, brach er mit den Trümmern seines Heeres von Pavia auf und nahm, um das mailändische Gebiet zu meiden, den Weg gegen Savoyen. Hinter und vor ihm stand das ganze Land in Aufruhr. Nur durch die Drohung, er werde beim geringsten Widerstande die Geiseln tödten, die er als Pfand der Treue aus den unterworfenen Städten erhalten hatte und noch mit sich führte, verschaffte er sich einige Male freien Weg. So erreichte er endlich Ensa, eine starke, wohlbesetzte Stadt am Fuße des Mont Cenis, wo er einige Tage der Rast zubringen hoffte.

Der Kaiser hatte nur wenige Ritter in seiner Umgebung. Das übrige Gefolge kam langsam mit den Geiseln und dem Gepäcke nach.

Zu seinem Empfange stand am Thore der Stadt die Bürgerschaft geschart, um mit eigenen Augen zu sehen, wie der gefürchtete Kaiser mit dem rothen Barte als ein machtloser Flüchtling Zuflucht in der Stadt suchte. Ein Gemurmel des Erstaunens und Unwillens erhob sich bei seinem Anblick. Er stieg vor dem Hause ab, das zu seiner Aufnahme bestimmt war. Der Eigenthümer, einer der vornehmsten Einwohner und Podesta, Bürgermeister, der Stadt, zugleich jedoch ein entschiedener Anhänger der Unabhängigkeit Italiens, empfing den kaiserlichen Gast zwar ehrerbietig, aber ernst und zurückhaltend.

„Wir danken Euch, Signore,“ antwortete der Kaiser harmlos, indem er die von Säulen getragene und von frisch grünendem Laub umspinnene Veranda betrat; „wir werden unter Eurem Dache die erste ruhige Nacht haben, seit wir Pavia verließen. In dieser ganzen Zeit haben wir in Dörfern und frei stehenden Tabernen übernachtet, wo wir jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig sein mußten und auch oft genug aus dem Schlafe geweckt wurden.“

Ueberrascht blickte der Italiener den Kaiser an, der diese Worte so leicht hingeworfen hatte, als wäre ihm die Gefahr nur ein Spiel zu Scherz und Kurzweil.

„Hier nun,“ fuhr Friedrich gegen seine Ritter gewendet fort, „laßt etliche Tage der Naht uns verhalten und zum Abschiede des italienischen Frühlings uns erfreuen! Ich liebe es, die röthliche Mandelblüthe sammt der fleckenlose Weiße der Orangen zwischen dem jungen Grün der Kastanien und dem bläulichen Blattschmuck der Oliven zu schauen.“

Auß neue staunte der Podesta. Seine Stirne verfinsterte sich, und sinnend schüttelte er das Haupt. Welch wunderbare, unbeflegliche Kraft lag in diesem Höhenstausen, der nach solchen Stürmen und Verlusten so harmlos und heiter des italienischen Frühlings sich erfreuen konnte! War zu hoffen, daß, so lange er lebe, Italien je von seinem Scepter sich löse?

Schweigend verbeugte er sich, indem er die Flügelthüren eines weiten Gemaches öffnete, wo die Frauen des Hauses, seine Gemahlin und seine Töchter, den hohen Gast erwarteten, um ihn willkommen zu heißen und ihm Schwert und Rüstung abzunehmen, während Edelknaben denselben Dienst bei seinen Rittern versahen.

Der Rothbart dankte den Frauen mit seiner, ritterlicher Sitte und ließ das Auge über die Landschaft schweifen, die in herrlichen südlichen Farbentönen, mit den Alpen im Hintergrunde, vor den weiten Fenstern ausgebreitet lag. Daraus setzte er sich mit seinen Rittern zur Tafel, die im anstoßenden Gemache gedeckt war. Die Frauen zogen sich zurück, nur der Hausherr blieb anwesend, um dem Kaiser den Potal zu kredenzen, indem er denselben zuerst an die eigenen Lippen führte, wie er auch von den aufgetragenen Speisen den ersten Bissen kostete, um die Gäste zu überzeugen, daß kein tückisches Gift beigemischt sei.

Die deutschen Ritter, denen es seit dem Eintritte in die Stadt unheimlich zu Muth war, noch unheimlicher in diesem Hause, dem finstern, schweigenden Italiener gegenüber — bewachten mit scharfem Auge, ob keine der Schlüssel von dieser Vorsicht unberührt bleibe.

Nur der Kaiser achtete kaum darauf. Sein durchdringender Blick hatte gleich beim Eintritt ins Haus dem Podesta durchs dunkle Auge auf den Grund der Seele geschaut — er hatte keinen Gedanken der Hinterlist und des Verrathes darin gelesen. Darum vertraute er demselben nun auch ohne jeden Argwohn.

In der That, es schmerzte dem kaiserlichen Gaste trefflich; er selbst munterte seine Ritter auf, seinem Beispiele zu folgen. „Wir haben lange kein ordentliches Mahl getroffen, und wer weiß, wie es in den Alpenthälern damit bestellt sein wird? Trockene Kastanien und Feigen sammt ein paar Bissen Polenta sind targe Nahrung für Männer, die vom Tagesgrauen bis in die Nacht zu Rosse sitzen.“

Indessen war ein Geräusch auf der Straße vernehmlich geworden, das mehr und mehr anschwellte wie das Rauschen eines fernen Stromes. Betroffen blickten die Ritter sich an, im Stillen wünschend, daß der Rest ihrer Schar schon angekommen sein möchte, oder daß der Kaiser nicht vor der Ankunft derselben die Stadt betreten hätte.

Bevollmächtigte der Bürgerschaft wurden gemeldet und von dem Kaiser angenommen. Sie kündeten an, daß die deutsche Mannschaft vor dem Thore stehe, daß aber die Stadt nur dann Quartier und freien Abmarsch gewähren könne, wenn der Kaiser die italienischen Geiseln entlassen wolle.

Streng und entschieden verweigerte dies Friedrich. Die Geiseln waren ihm als Pfand für die Treue der italienischen Städte übergeben worden. Wenn er sie entließ, hätte er eben damit die Befreiung der italienischen Städte von seinem Scepter anerkannt.

„In diesem Falle verweigert die Bürgerschaft der deutschen Schar den Einlaß in die Stadt, erklärte einer der Bevollmächtigten, ein stolzer junger Edler der Stadt, mit Nachdruck.

„So mögen meine Mannen heute Nacht im Freien kampiren!“ erklärte der Kaiser. „Morgen aber verlassen wir die ungestliche Stadt. Niemals lasse ich mir extorzen, was ich wohl überlegt verweigert habe. Dies, Signöre, meldet Euren Mitbürgern!“

Von der Festigkeit des Kaisers eingeschüchtert verließen die Abgesandten, zwar finsternen Blickes, aber ehrerbietig das Haus. Bald gab sich im lauten Toben der Volksmenge kund, daß die Antwort des Kaisers bekannt geworden war.

Die deutschen Ritter griffen zum Schwerte, denn sie erwarteten, daß die wüthende Menge in den Palast dringen werde. Der Kaiser allein blieb gelassen und trat, den Rittern Ruhe zuwinkend, auf den Balkon.

Ein lauter Ruf von Hunderten von Stimmen empfing ihn: „Gebt die Geiseln los! Frei ist Italien, — fort mit den Deutschen!“

Eine dunkle Röthe flammte flüchtig in Friedrichs Antlitz auf. Er trat vom Balkone zurück. „Waldsburg,“ gebot er, „sitz aufs Roß und bring den Mannschaft meinen Befehl, daß sie sich außerhalb der Stadt lagere! Zugleich laßt die Hinrichtung des Brescianers Zilio de Prando vornehmen, der gestern über verrätherischen Botschaften ertappt worden ist!“

„Setz eine Hinrichtung mein Kaiser? Angesichts der Stadt?“ fragte der Ritter bestürzt zurück.

„Setz!“ gebot der Kaiser. „Und zwar soll der Verräther dem Thore der Stadt gegenüber aufgehängt werden! In die Stadt braucht Ihr nicht zurückzukehren. Herr Ritter; morgen früh brecht Ihr mit der Schar auf; ich werde nachfolgen!“

Der Ritter ging hinweg, ohne einen weiteren Einwurf zu wagen. Als ihn die Volksmenge aus dem Palaste treten und zu Pferde steigen sah, wurde sie ruhiger. Sie hoffte, daß der Ritter einen Befehl zu Freilassung der Geiseln überbringen werde. Willig wurde ihm daher das Stadthor geöffnet.

In banger Erwartung sahen dagegen die wenigen Ritter, die den Kaiser umgaben, den nächsten Stunden entgegen. Die deutsche Schar war ausgeschlossen, der Kaiser inmitten einer feindlich gefinneten Stadt — wie sollte dieser Tag enden?

IX.

Der Gastwirth.

Eine Stunde ging vorüber, während Wein und Süßbrühe aufgetragen worden waren, von denen jedoch, den Kaiser ausgenommen, niemand etwas berühren mochte. Eine weitere Stunde, und es erhob sich ein Anlauf des Volks gegen das Thor hin. Von dort wälzte sich die Menge drohend zum Palaste zurück.

Mit finsterner Miene trat der Hausherr zum Kaiser. „Es ist ein Italiener vor dem Thore aufgehängt worden. Weiß des Kaisers Hoheit davon?“ fragte er.

„Es ist auf meinen Befehl geschehen. Zilio de Prando aus Brescia ist es, ein auf der That ertappter Verräther.“

„So bitte ich den Kaiser,“ erwiderte der Podesta, „sich jetzt nicht am Fenster oder auf dem Balkon zu zei-

gen. Ich gehe hinab, das aufgeregte Volk zu beschwichtigen — unlieb wäre mir's, wenn Ihr gefährdet würdet, so lange Ihr unter meinem Dache weilet.“

Der Podesta ging hinweg. Die Ritter sahen ihn zu dem Volke reden, das den Zuspruch mit großem Schweigen aufnahm.

Indeß war es Nacht geworden. Düster funkelten die Kerzen im Gemache. Der Kaiser stand am Fenster und blickte zu dem Himmel empor, der sich hier, an der Grenze Italiens, noch einmal in der ganzen Pracht südlicher Nächte vor seinen Augen wölbte. Wo waren seine Gedanken? Offenbar nicht bei der Volksmenge, die in unheilbrütendem Schweigen theils noch den Palast umstellt hielt, theils in kleinen, freiwilligen Wachposten die Straßen durchstreifte.

Um so mehr achteten seine Ritter auf alles, was vorging. „Wäre diese Nacht vorüber!“ war in aller sorgerküllten Mienen zu lesen.

Das Abendessen war aufgetragen worden, ohne daß diesmal der Hausherr zugegen war. Die Frau des Hauses hatte an seiner Statt die Speisen gefosset und sich dann sogleich mit schweigender Verbeugung entfernt. Die lautlose Stille des Hauses hatte etwas Drohendes. Die Ritter erhoben sich bald vom Mahle, das keinem munden wollte; Otto von Wittelsbach, der an's Fenster getreten war, machte die anderen auf einige Italiener aufmerksam, die soeben das Haus verließen. Kleidung und Gang, obschon sie sorgfältig in Mäntel gehüllt waren, ließ Männer von vornehmer Stande vermuthen. „Ich sah sie vor etwa einer Stunde eintreten. Was thaten sie hier? Warum zeigt sich der Hauswirth nicht mehr?“ setzte er hinzu.

Jetzt wandte sich der Kaiser, der bisher schweigend gestanden war, um. „Seid ruhig, edle Ritter!“ sprach er mit Nachdruck. „Der Mann, in dessen Hause wir weilen, ist kein Verräther.“

„Ich wünsche zur Ruhe zu gehen“ — fügte er in italienischer Sprache gegen zwei Edelknaben gewendet hinzu, die, seiner Befehle gewärtig, an der Thüre standen. Einer derselben eilte hinweg, um den Befehl auszurichten. Sogleich erschienen zwei Kämmerer, um den Kaiser zum Schlafgemache zu führen. Die Ritter stellten sich bereit, ihn zu folgen, doch die Kämmerer bedeuteten sie, für die Signori seien besondere Gemächer gerüstet.

„Das kann nicht geschehen! Wir halten Wache bei des Kaisers heiligem Haupte!“ rief Otto von Wittelsbach in italienischer Sprache aus.

„Es wäre ein Schimpf für dieses Haus,“ versetzte einer der Italiener lebhaft. „Der Kaiser ist Gast hier und wir, Edelleute von Susa, sind mit der Wache vor seinem Gemache betraut.“

„Bleibt zurück, edle Ritter!“ sprach der Kaiser ebenfalls in italienischer Sprache; „wer sollte es wagen, mich anzutasten?“ Dann fuhr er in deutscher Sprache fort: „Wenn Mörder in diesem Hause Einlaß fänden, was würden sechs Ritter gegen eine Schar von Tausenden von Bürgern vermögen?“

Otto von Wittelsbach wollte erwidern, als eiligen Schrittes der Hausherr eintrat, sich vor dem Kaiser verneigend. Sein bleiches Gesicht, seine verstörte Miene fiel den Deutschen auf.

„Wartet im Vorzimmer des Kaisers, edle Herren, ich werde des Kaisers Hoheit beruhigen!“ sagte er zu den Kämmerern sich wendend, indem er einen Blick des Einverständnisses mit ihnen tauschte, worauf sie sich sofort willig zurückzogen.

„Was habt Ihr mir zu sagen, Signore?“ fragte der Kaiser, da der Podesta, wie mit einem Entschlusse kämpfend, noch immer schwieg.

„Herr,“ nahm derselbe in gedämpfem Tone das Wort und richtete den finstern Blick kühn auf den Kaiser, „Ihr seid der Feind der Freiheit Italiens, aber Ihr weilet als Gast unter meinem Dache. Darum komme ich, um Euch zu warnen. Ihr müßt heimlich und jählings entfliehen — in dieser Nacht ist Euer Tod beschworen und vorbereitet.“

Eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich der Ritter bei diesen Worten. Selbst der Kaiser wechselte flüchtig die Farbe; aber schnell sich fassend erwiderte er: „Es ist nicht möglich, Signore. Sind nicht so viele ehrliche Männer in der Stadt, daß sie den Verräthern und Mördern entgegentreten könnten?“

„Herr Kaiser, wir sind Italiener und sehen in Euch den Feind unserer Freiheit,“ antwortete der Hauswirth. „Durch die Hinrichtung Bilio de Prandos habt Ihr die Bürger aufs Aeußerste gereizt.“

„Wie soll eine Flucht noch möglich werden?“ rief Ulrich von Rechberg aus; „die Thore sind streng bewacht, der Palast umringt, alle Straßen von Volkshäufen durchstreift!“

Während Bestürzung und Rathlosigkeit sich aller bemächtigt hatte, trat Hartmann von Siebeneichen, der seit dem schmerzlichen Zusammentreffen in Sienna im nächsten Gefolge des Kaisers seinen Platz erhalten hatte, vor. „Mein Kaiser,“ nahm er das Wort, indem er sich ehrerbietig aufs Knie niederließ, „gewähret mir eine Gnade! ich bitte Euch darum um Friedrichs willen, Eures Neffen, den Ihr mir als Euer theuerstes Kleinod einst anvertraut habt.“

„Sprich Siebeneichen!“ erwiderte der Kaiser, ihm ein Zeichen gebend, daß er sich erhebe. „Auch wenn du das Größte dir erbittest, es sei dir gewährt um Friedrichs willen!“

„Dank Euch, mein Kaiser!“ rief Siebeneichen, sich erhebend. „So gewährt mir denn, was die Natur selbst zu fordern scheint. Ich bin von Eurer Größe und Statur, mein Haar und Bart tragen die Farbe des Eurigen; man sagt, daß auch meine Gesichtszüge mit den Eurigen Aehnlichkeit zeigen. So wollet mir denn die Gnade gewähren, daß ich Eure Gewänder anlege — Ihr aber verlasset als Hartmann von Siebeneichen die Stadt!“

„Um dich dem Mordstahl zu überliefern, der für mich geschliffen wurde?“ fragte der Kaiser, die Stirne faltend.

„Habe nicht ich, haben nicht alle anderen im Heere das Leben im Kampf für Euch eingesetzt?“ fuhr Siebeneichen dringend fort. „Sind die Tausende, welche die Pest hingerafft, nicht für Euch gestorben? Ja, heute erst weiß ich, warum ich der Pest entrisen werden mußte, die ihr Opfer schon in kalten Armen hielt, — ich sollte mein Leben kostbarer verwerthen dürfen — für Euch!“

„Herr, Ihr dürft Euch nicht bedenken!“ mahnte der Marschall von Rechberg; „Euer Leben gehört nicht Euch allein, sondern dem Reiche, dem Ihr es bewahren müßt!“

„Mein Kaiser!“ rief auch Otto von Wittelsbach aus, „wißt Ihr etwa nicht, daß ich und jeder ehrliche Ritter Hartmann von Siebeneichen um seine Aehnlichkeit mit Euch beneiden? Oder zweifelt Ihr, daß ich und wir alle, die wir hiev sind, wenn wir uns derselben rühmen könnten, das nämliche thun würden?“

Obwohl sie deutsch gesprochen hatten, hatte doch der Podesta an den Geberden der Redenden den Inhalt der Berathung entnommen. Die Aehnlichkeit des Ritters mit dem Kaiser war auch ihm ins Auge gefallen. Er trat vor den Kaiser und sprach zu ihm im gedämpften Tone: „So ist es gut. Leihet dem Ritter Eure Gewänder, man wird ihn für den Kaiser halten. Aber eilet! Ihr müßt einen Vorsprung gewinnen, ehe die Täuschung entdeckt werden kann.“

„Ich willige ein —“ sprach der Kaiser endlich nach langer, schwüler Pause. Seine Stimme verrieth, welche Ueberwindung der Entschluß ihn gekostet hatte. „Ihr habt Recht; mein Leben ist dem Reiche verheiratet, und wie ich als Opfer für die Sache, um die ich streite, das Jünglingspaar fallen sah, das meinem Herzen theuer war, wie eigene Söhne, — so darf ich jetzt auch deiner nicht schonen, Siebeneichen! — Stirb an deines Kaisers Statt, wenn es sein muß, — aber wenn die Mörder dir Zeit lassen und du dein Leben retten kannst, so gebiete ich dir mit meinem kaiserlichen Wort, daß du es thuest. — Ihr beiden, Wittelsbach und Rechberg, mögt mich begleiten! Doch müssen wir uns allesammt als Knechte kleiden, um desto eher dem Auge der Lauernden zu entgehen. Wir verlassen die Stadt, um dem — Kaiser Quartier zu bestellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Christenmord des Jahres 1860.

(Schluß.)

Dr. Meschakah, ein eingeborner christlicher Arzt, der vielen seiner muhamedanischen Mitbürgern mancherlei Liebes und Gutes erwiesen hatte, erzählt über seine Erlebnisse in jenen Schreckenstagen u. a. folgendes.

Ich war in meinem Hause alleine. Mein Janitschar und mein ältester Sohn waren in Geschäften ausgegangen, und mein jüngster Sohn war in der Schule. Als der Tumult begann, eilte mein Janitschar, Hajj Aly Acreau, ohne Verzug nach Hause, und ich durfte nicht mehr daran denken, allein hinaus zu gehen. Ich sandte deshalb meinen Janitscharen an den Emir Abd-el-Kader mit der Bitte, mir einige von seinen Leuten zur Bedeckung zu schicken. Er war eben in die Stadt zurückgekehrt und hatte nur sechs Mann bei sich; von diesen schickte er vier an mich ab; da sie aber unbewaffnet waren, gelang es ihnen nicht, mich zu erreichen. Mein Janitschar aber machte sich tapfer auf und kam allein zurück. Sofort schlossen wir das Haus ab. Gleich darauf kamen Bewaffnete und begannen, die Thüre mit Beilen zu bearbeiten. Ich hatte kaum Zeit, etwas gemünztes Gold und Silber, das ich für einen Nothfall bereit gelegt hatte, zu mir zu stecken, ehe die Thüre erbrochen wurde und die Bewaffneten hereindrangen und auf mich zu schießen begannen. Ich entkam, und während jene sich bei der Plünderung des Hauses aufhielten, ging ich mit dem Janitscharen und meinen beiden kleinen Kindern Abraham und Selma zur Hintertüre hinaus. Ich hoffte erst in der Wohnung eines meiner muhamedanischen Nachbarn ein Versteck zu finden, bis es mir gelingen würde, in das Haus des Abd-el-Kader zu entkommen, aber keiner ließ mich ein. Dann schlug ich die Richtung nach des Emirs Wohnung ein; aber ein Haufe, der mir begegnete, begann auf mich zu schießen. Ich warf Münzen unter sie, um ihre Aufmerksamkeit von meiner Person abzulenken, und wandte mich dem Thomasthor (Bab Tunna) zu, wo eine Militärmache stand. Doch ich stieß auf einen andern Haufen, der auch auf mich feu-

erte. Wieder warf ich mit Geld um mich und machte mich in einer dritten Richtung davon, stieß aber auf einen neuen Haufen Bewaffneter. Nicht unter diesen kannte ich persönlich und habe ihre Namen der Regierung genannt; sechs von ihnen sind auch festgenommen. Die ganze Bande fiel über mich her, einige mit Schießwaffen andere mit Säbeln, andere mit Beilen und Axten, noch andere mit Knüppeln. Meine zwei Kleinen waren hinter mir, meinten und riefen: „Tödtet uns und laßt den Vater gehen.“ Einer der Schurken schlug mit dem Beil nach meiner kleinen Tochter und verwundete sie. Auch diesen Trupp lenkte ich von uns ab, indem ich Geld austreute. Gott sei Preis und Dank, daß keiner der Schüsse mich traf, obschon einer aus dem Trupp zweimal aus ganz geringer Entfernung auf mich schoß; aber ich wurde mit anderen Waffen verwundet. Ich erhielt eine gefährliche Wunde am Kopf von einem Beilhieb, und wenn mein Janitschar denselben nicht zum Theil abgelenkt hätte und dem Mörder in den Arm gefallen wäre, würde mich der Streich getödtet haben. Auch über dem Auge erhielt ich einen Keulenschlag, an der rechten Schulter einen Säbelhieb, dazu mehrere Hiebe über den Arm, insolge deren ich noch nicht im Stande bin eine Feder zu halten. Auch an anderen Theilen meines Körpers hatte ich mehrere Wunden.

Endlich erreichte ich den Bazar am Thomasthor. Dort traf ich Mustafa Bey, den Polizeihauptmann jenes Stadttheils, und bat ihn, mich in sein Haus zu nehmen; aber obgleich sein Haus nahe war, schlug er meine Bitte ab und ließ mich in das Haus eines seiner Genossen, eines notorischen Bösewichts, bringen. Er ging mit den Seinen davon und sammelte, wie ich durchs Fenster sehen konnte, seine Freunde in seinem Hause. Ich sah auch, wie man Thüren einbrach, Christenhäuser plünderte und die Männer umbrachte. Mustafa Bey's Leute waren eifrig beim Plündern und brachten einen Theil der Beute in das Haus, wo ich war. Ich erwartete, daß man auch mich ermorden würde, wie man es vielen Christen machte, die in Türkenhäuser geflüchtet waren, und beschloß deshalb, gleich nach Anbruch der Nacht das Haus zu verlassen und in das des Mustafa Bey selbst zu gehen, hoffend, er werde es nicht wagen, mich in seinem eigenen Hause umzubringen. Sobald es dunkel war, kamen Männer an die Thüre und fragten nach mir. Die Thüre wurde geöffnet, und ich glaubte, sie seien gekommen um mich zu tödten. Als sie eintraten stellte es sich heraus, daß sie zu dem Emir Abd-el-Kader gehörten, daß einer meiner muhamedanischen Freunde, Mohammed es-Sutery, bei ihnen war, und daß sie gekommen waren, mich in Sicherheit zu bringen. Sie brachten mich zu dem Emir, welcher mich in aller Freundlichkeit aufnahm; da ich aber insolge meiner Verwundungen mit Blut bedeckt war, und sein Haus von einer großen Anzahl Christen angefüllt war, gab er seine Einwilligung dazu, daß mich Mohammed es-Sutery in sein Haus nahm, welches ganz in der Nähe lag. Er brachte mich sofort dahin und verließ dann das Haus, um meine Familie zusammenzusuchen, von deren letzten Gliedern ich getrennt worden war, ehe ich das Haus betrat, in welches mich Mustafa Bey bringen ließ. Er suchte und suchte die ganze Nacht und brachte mir alle Glieder meiner Familie bis auf meinen zweiten Sohn Salim, der drei Tage lang versteckt blieb, während ich glaubte er sei ermordet worden.

Wie aber war es zugegangen, daß es-Sutery an das Haus gekommen war, in welches mich Mustafa geschickt hatte? Das will ich kurz erklären. Sobald

er gesehen hatte, was da werden wollte, war er mit einigen Freunden in meine Wohnung geeilt, hatte sie aber geplündert vorgefunden; er hatte darauf seine Nachforschungen fortgesetzt, bis er erfahren hatte, daß ich zu Mustafa Bey gegangen sei. Spornstreichs hatte er sich zu demselben begeben und meine Auslieferung von ihm verlangt. Darauf hatte Mustafa erwidert, er wisse nicht, wo ich sei. Diese Antwort hatte es-Sutery mißtrauisch und besorgt gemacht und er war deshalb ohne weiteres zum Emir Abd el-Kader geeilt, hatte ihm mitgeteilt, was sich ereignet habe und ihm versichert, ich sei lebend in Mustafa Bey's Hände gefallen. Der Emir hatte sofort acht auserlesene Männer von seinen Bewaffneten mit ihm gehen heißen; sie hatten aufs neue von ihm verlangt, daß er mich herausgäbe, und er hatte, da er nicht im Stande war, mein Versteck länger zu verheimlichen, seinen Neffen mitgeschickt, der die Männer zu mir führen mußte.

Meine Wunden nöthigten mich, einen ganzen Monat in dem Hause des Mohammed es-Sutery zuzubringen, und ich wurde daselbst mit der größten Liebe und Achtung behandelt. Ich und meine Familie hatten das Haus fast ohne alle Kleidung erreicht, wie ich denn überhaupt aller meiner Habe beraubt war. Meine kleine Tochter und ich waren verwundet. Ich hatte von dem Gelde, das ich gerettet hatte, nur noch zwei oder drei Piaster in meinem Besitz. Aber der Scheich Salim Effendi, ein Muhammedaner, dem nebst Abd el-Kader und einigen ähnlich gesinnten Männern es zu verdanken ist, daß nicht mehr Christen in jenen Tagen hingeschlachtet worden sind, schickte uns Kleider und andere Bedürfnisse, auch Geld zur Bestreitung unserer täglichen Ausgaben, obgleich er zu derselben Zeit ohngefähr hundert Christen in seinem Hause hatte, denen er alles, was sie bedürften, zukommen ließ. Was mich betrifft, so war ich am Morgen des 9. Juli ein reicher Mann, am Abend des 10. Juli hingegen ein ganz armer Mann. Dabei danke ich aber von Herzen dem Vater in der Höhe, daß er mich und meine Familie am Leben erhalten hat.

Das Mißtrauen, welches ich in dem Hause, in welchem man mich zuerst untergebracht, empfunden hatte, erwies sich als nur zu wohl begründet; denn nach der Ankunft des Fuad Pascha wurde nachgewiesen, daß Mustafa Bey und seine Neffen und Spießgesellen Hunderte von Christen umgebracht hatten, darunter auch den Pastor W. Graham. Gott aber, der Allmächtige und Heilige, hat mich aus ihren Händen errettet. Mustafa Bey, zwei seiner Neffen und mehrere seiner Anhänger wurden am 20. des folgenden Monats gehängt. —

So weit Dr. Meschata. Wie viele Personen der Blutgier der Muhammedaner zum Opfer gefallen sind, wird sich nie genau feststellen lassen. Die Listen, welche, nachdem wieder Ruhe eingetreten war, angefertigt wurden, wiesen ohngefähr zwölfhundert Namen solcher auf, von denen man wußte, daß sie in der Stadt gewohnt hatten und daß sie ermordet worden waren. Außer diesen waren aber zahlreiche fremde Christen in der Stadt, als das Morden anging. Zunächst befanden sich wie gewöhnlich Geschäfts- und Besuchreisende aus anderen Theilen Syriens, Armenier von Kleinasien und Constantinopel, Kopten und andere aus Egypten, die in verschiedenen Theilen der Stadt einquartiert waren. Wie viele von diesen ermordet worden sind, läßt sich auch nicht annähernd feststellen. Ferner hatten sich in der Stadt befunden zahlreiche Flüchtlinge aus der Umgegend, die mit Weibern und Kindern in Damaskus Vergung gesucht hatten, als die Christenhege in den Dörfern und auf dem Lande losgebrochen

war. Sie waren in Kirchen, Schulen, Klöstern und leer stehenden Wohnhäusern untergebracht gewesen und durch die Mildthätigkeit ihrer Glaubensgenossen mit Speise und Trank versehen und sonst durch Collecten unterstützt worden. Da sie meistens in größeren Gebäuden zusammengedrängt waren, wurden sie auch massenhaft hingeschlachtet, und im Verhältniß haben von diesen Flüchtlingen viel mehr in dem Blutbad ihren Tod gefunden als von den christlichen Einwohnern der Stadt. Doch ließ sich auch hier die Zahl nicht ermitteln; nach der genauesten Schätzung waren es dreizehn- bis fünfzehnhundert, so daß also in den drei Bluttagen in Damaskus allein wenigstens zweitausend und fünfhundert erwachsene Christen umgebracht worden sind. Die Zahl der in Deir el-Kaur ermordeten Männer muß man auf zwischen elf- und zwölfhundert schätzen. Schon vorher waren in der Burg von Hasbeiya ohngefähr zwölfhundert und in Rascheiya dreihundert und fünfzig Männer niedergemacht worden. Noch einige Tage früher waren in dem Dorfe Kinakir an hundert und zwanzig Christen ermordet worden. Um dieselbe Zeit hatte sich eine große Schaar Flüchtlinge vom Libanon nach Sidon gewandt, um daselbst Schutz zu suchen; doch man hatte ihnen die Thore nicht aufgethan und sie mußten in den Gärten außerhalb der Stadt bleiben. Hier wurden sie von den nachziehenden Drusen vom Libanon und Muhammedanern aus der Stadt angegriffen und an dreihundert wurden erschlagen. Auch in den Dörfern weit und breit durch das Land hin gab es in jenen Schreckenstagen Todte, deren Zahl wohl vor dem jüngsten Tage niemand erfahren wird. Beachtet man aber, daß in den oben angegebenen Zahlen nur die erwachsenen Männer begriffen sind, so erscheint die Zahl aller in jenen Tagen in ganz Syrien ermordeten Christen auf 16,000 keineswegs zu hoch berechnet. Tausende christlicher Frauen und Mädchen wurden in die türkischen Harems abgeführt; über hunderttausend Christen irrten ohne Nahrung und Kleidung von Todesangst gezeichnet im Lande hin und her.

Ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung durchzitterte die abendländische Christenheit, als die Kunde von diesen Vorgängen durch die Länder drang, und schon im Monat October trat eine internationale Commission in Beyrut zusammen, um zu berathen, was geschehen solle. Der Libanon wurde von 20,000 Mann Militär besetzt, wovon die Hälfte Franzosen waren, die unter der Führung des Generals Beaufort d' Hautpoul standen, und Fuad Pascha, der türkische Generalbevollmächtigte, schickte sich sofort an, die Anstifter des Blutbads zur Rechenschaft zu ziehen und abzustrafen; aber nur in geringem Maße wurde dem Recht Geltung verschafft und dem Verbrechen die verdiente Strafe zu theil. Wenn es ja gelang, eines der Schurken habhaft zu werden und ihn auf dem Wege des Processes zu überführen, so fehlte es nicht an allerlei Versuchen die Bestrafung zu vereiteln, und hochgestellte Personen boten die Hand dazu. G.

Die Versammlung der Synodalconferenz in Chicago.

Am Mittwoch, den 4. October, versammelte sich die Evangelisch-Lutherische Synodalconferenz in Herrn Pastor Wagner's Kirche zu Chicago. Die Eröffnungspredigt hielt im Auftrage des Herrn Präses Larsen Prof. Ernst aus Watertown, Wis. Nachmittags

organisirte sich die Synodalconferenz, indem sie Herrn Pastor Bading aus Milwaukee zum Präses, Pastor Tirmenstein aus St. Paul zum Vicepräses und Pastor Große aus Addison zum Sekretär erwählte. Schon bei Einreichung der Beglaubigungsschreiben wurde ein Protest gegen die Anerkennung des Herrn Prof. Schmidt aus Madison, Wis., als eines Delegates der norwegischen Synode erhoben. Als Grund wurde nicht seine Lehre angegeben, denn darüber könne man mit ihm verhandeln, ja die Synodalconferenz sei der rechte Ort darüber zu verhandeln, sondern Prof. Schmidt habe selbst ein brüderliches Zusammenstehen unmöglich gemacht, dadurch daß er die einzelnen Synoden als calvinistisch, krystocalvinistisch u. s. w. verlästert habe, ehe die Sache vor die Synodalconferenz gekommen. Dadurch habe er uns die glaubensbrüderliche Gemeinschaft aufgesagt, und diesem auch Folge gegeben, indem er wider die Lehre vom Verufe in unsere Gemeinden gedrungen sei, versucht habe einen Pastor zu verdrängen und Spaltungen anzurichten. Wollten wir nun mit ihm sitzen, als ob nichts vorgefallen wäre, so würden wir uns fremder Sünden theilhaftig machen und gräßliche Unionisterei treiben.

Delegaten aus seiner eigenen, der norwegischen Synode, erklärten, es sei nicht zu verstehen, wie Prof. Schmidt nach solcher Handlungsweise, die ihnen bis jetzt größtentheils unbekannt geblieben sei, noch könne unter uns sitzen wollen. Sie sprachen es auch als ihre Ueberzeugung aus, daß Prof. Schmidt nicht gewählt wäre, wenn zur Zeit der Wahl diese Vorgänge bekannt gewesen wären. Dann legten sie ihm selbst die Frage vor, in welcher Absicht er denn komme; ob er als Bruder zu Brüdern komme. Doch Prof. Schmidt wollte auf diese Frage nur antworten, wenn ihm die Synodalconferenz zuerst eine andere Frage gestatte.

Schließlich einigte man sich dahin, Herrn Prof. Schmidt anzuerkennen, wenn er zugestehet, daß er vorzeitig mit Nennung des Namens gegen die einzelnen Personen und Synoden polemisiert habe und sie als heuchlerisch, gottlos u. s. w. verlästert habe, sowie ferner, daß er unrecht gethan habe, in die Gemeinden einzudringen und gegen den Willen des Pastors darin öffentlich zu lehren. Von seiner Lehre brauche er nichts vorher zurückzunehmen, denn darüber wolle man ja mit ihm verhandeln.

Als Professor Schmidt auf diese Bedingungen nicht einging, wurde mit allen Stimmen gegen eine beschloffen, ihn nicht als Delegates anzuerkennen, und zugleich ein Schreiben an die norwegische Synode abzufassen, um ihr darzulegen, daß die Synodalconferenz nach Gottes Wort gar nicht habe anders handeln können.

Dagegen wurde Herrn Prof. Schmidt angeboten, daß man eine Disputation über die Lehre mit ihm halten wolle. Die Synodalconferenz wollte sich zu dem Zwecke vertagen. Als aber aus dieser Disputation nichts wurde, beschloß man, eine Committee zu ernennen, welche eine solche Disputation veranstalten sollte. Zu dieser Committee wurde die norwegische Delegation und der Präses, Pastor Bading, ernannt.

Da die Angelegenheit des Herrn Prof. Schmidt viel Zeit in Anspruch genommen hatte, so kam es nicht mehr zu eigentlichen Lehrverhandlungen. Jedoch nahm die Synodalconferenz die Erklärung der Synoden von Minnesota und Wisconsin über die Gnadenwahl an. Ebenso wurden die 13 Sätze der Missouri-Synode, welche sie zu Fort Wayne angenommen hat, vorgelegt. Dieselben lauten, wie folgt:

Was die Missouri-Synode von der Gnadenwahl glaubt, lehrt und bekennet.

1. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß Gott die ganze Welt von Ewigkeit geliebt, alle Menschen zur Seligkeit, keinen zur Verdammniß geschaffen habe und aller Menschen Seligkeit ernstlich wolle; und verwerfen und verdammen daher die dem entgegenstehende calvinische Lehre von ganzem Herzen.

2. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß der Sohn Gottes für alle Menschen in die Welt gekommen sei, aller Menschen Sünden getrogen und gebüßt und alle Menschen, keinen ausgenommen, vollkommen erlöst habe; und verwerfen und verdammen daher die dem entgegenstehende calvinische Lehre von ganzem Herzen.

3. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß Gott alle Menschen durch die Gnadenmittel ernstlich, das ist, mit der Absicht beruft, daß sie durch dieselben zur Buße und zum Glauben kommen, auch in demselben bis an das Ende erhalten und also endlich selig werden, zu welchem Ende ihnen Gott durch die Gnadenmittel die durch Christi Genugthuung erworbene Seligkeit und die Kraft, dieselbe im Glauben zu ergreifen, anbietet; und verwerfen und verdammen daher die dem entgegenstehende calvinische Lehre von ganzem Herzen.

4. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß kein Mensch darum verloren geht, weil ihn Gott nicht habe selig machen wollen, mit seiner Gnade an ihm vorüber gegangen sei und weil er ihm nicht auch die Gnade der Beständigkeit angeboten habe und ihm dieselbe nicht habe geben wollen, sondern daß alle Menschen, welche verloren gehen, aus eigener Schuld, nämlich um ihres Unglaubens willen verloren gehen und weil sie dem Wort und der Gnade bis an das Ende halbstarrig widerstrebt haben, welcher „Verachtung des Wortes ist nicht die Ursache Gottes Vorsehung (vel praescientia vel praedestinatio), sondern des Menschen verkehrter Wille, der das Mittel und Werkzeug des Heiligen Geistes, so ihm Gott durch den Verus vorträgt, von sich stößt und verkehret und dem Heiligen Geist, der durchs Wort kräftig sein will und wirkt, widerstrebet, wie Christus spricht: „Wie oft habe ich dich versammelt wollen, und du hast nicht gewollt“, Matth. 23, 37.“ (Concordienbuch S. 713.) Daher verwerfen und verdammen wir die dem entgegenstehende calvinische Lehre von ganzem Herzen.

5. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß der Gegenstand der Gnadenwahl oder Prädestination nur die wahrhaft Gläubigen sind, welche bis ans Ende oder noch am Ende ihres Lebens wahrhaft glauben; wir verwerfen und verdammen daher den Huberischen Irrthum, daß die Erwählung nicht eine particulare, sondern eine allgemeine sei und alle Menschen betreffe.

6. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß der göttliche Rathschluß der Erwählung unveränderlich sei, und daß daher kein Auserwählter ein Verworfenner werden und verloren gehen könne, sondern ein jeder Auserwählter gewißlich selig werde; und verwerfen und

verdammen daher den dem entgegenstehenden Huberischen Irrthum von ganzem Herzen.

7. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß es thöricht und seelengefährlich sei, entweder zu fleischlicher Sicherheit oder zur Verzweiflung führe, wenn man vermittelst Erforschung des ewigen göttlichen geheimen Rathschlusses seiner Gnadenwahl oder einstigen ewigen Seligkeit gewiß werden oder sein will, und verwerfen und verdammen die dem entgegenstehende Lehre als eine verderbliche Schwärmerei von ganzem Herzen.

8. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß ein gläubiger Christ seiner Erwählung aus Gottes geoffenbarten Willen gewiß zu werden suchen solle; und verwerfen und verdammen daher die dem entgegenstehende papistische Irrlehre, daß man nur durch eine neue unmittelbare Offenbarung seiner Erwählung oder Seligkeit gewiß werden und sein könne, von ganzem Herzen.

9. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen: 1. daß die Gnadenwahl nicht in einem bloßen Vorherwissen Gottes, welche Menschen selig werden, bestehe; 2. daß die Gnadenwahl auch nicht der bloße Vorsatz Gottes sei, die Menschen zu erlösen und selig zu machen, daher dieselbe eine allgemeine sei und sich insgemein auf alle Menschen erstrecke; 3. daß die Gnadenwahl nicht die Zeitgläubigen betreffe (Lut. 8, 13.); 4. daß die Gnadenwahl nicht ein bloßer Rathschluß Gottes sei, alle diejenigen, welche bis an das Ende glauben würden, selig zu machen; wir verwerfen und verdammen daher die dem entgegenstehenden Irrlehren der Rationalisten, Huberianer und Arminianer von ganzem Herzen.

10. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß die Ursache, welche Gott bewogen hat, die Auserwählten zu erwählen, allein seine Gnade und das Verdienst Jesu Christi und nicht etwas von Gott in den Auserwählten vorausgesehenes Gutes, selbst nicht der von Gott in denselben vorausgesehene Glaube sei, und verwerfen und verdammen daher die dieser Lehre entgegenstehenden Lehren der Pelagianer, Semipelagianer und Synergisten als gotteslästerliche, erschreckliche, das Evangelium und somit die ganze christliche Religion umstoßende Irrlehren.

11. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß die Gnadenwahl nicht das bloße göttliche Voraussehen oder Vorauswissen der Seligkeit der Auserwählten, sondern auch eine Ursache der Seligkeit derselben und alles dessen, was zu derselben gehört, sei, und verwerfen und verdammen daher die dem entgegenstehenden Lehren der Arminianer, Socinianer und aller Synergisten von ganzem Herzen.

12. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß Gott in Betreff des Geheimnisses der Wahl „noch viel verschwiegen und verborgen, und allein seiner Weisheit und Erkenntniß vorbehalten“ hat, was kein Mensch erforschen kann noch soll, und verwerfen daher, wenn man auch dieses Nicht-Geoffenbarte ergrübeln und, was unserer Vernunft widersprechend zu sein scheint, mit seiner Vernunft zusammen reimen will; mag dies nun durch calvinische oder durch pelagianisch synergistische Menschenlehren geschehen.

13. Satz.

Wir glauben, lehren und bekennen, daß es nicht nur nicht unnütz oder gar gefährlich, sondern nöthig und heilsam sei, auch dem Christenvolke die geheimnißvolle Lehre von der Gnadenwahl, soweit sie in Gottes Wort klar geoffenbart ist, auch öffentlich vorzutragen, und halten wir es daher nicht mit denjenigen, welche dafür halten, daß diese Lehre entweder ganz zu verschweigen oder doch nur unter den Gelehrten darüber zu disputiren sei.

Zu dieser Erklärung baten die Delegaten der Missouri-Synode folgenden Zusatz machen zu dürfen:

„Mit diesen (13) Sätzen verbinden wir keinen andern Sinn, als den, welchen die Worte selbst anzeigen und verwerfen alles, was mit ihnen im Widerspruch steht, selbst wenn es sich in unsern eigenen Publicationen (Schriften) fände. Wir wiederholen daher hier das, was unsere Delegatensynode nach Aufstellung der 13 Sätze laut Synodalbericht vom Jahre 1881, S. 37 ausdrücklich erklärt hat, nämlich: „Wer in Wirklichkeit diese 13 Sätze so annimmt, wie sie lauten, der ist mit uns im Glauben einig. Wir bekennen, daß in diesen Sätzen die Summe alles dessen niedergelegt ist, was wir in Bezug auf die ewige Wahl Gottes glauben. Damit sagen wir, daß wir uns zu nichts bekennen, was mit diesen Sätzen nicht stimmt, und fände sich solches auch in unsern eigenen Publicationen. Wir wissen von keinem heimlichen und verborgenen Sinn in diesen Sätzen.“

Diese 13 Sätze sind nun ohne Zweifel schriftgemäß und stimmen deshalb mit der Concordienformel, woraus sie ja fast wörtlich entnommen sind, überein. Auch die Delegaten der Wisconsin- und Minnesota-Synode, sowie die der andern Synoden, mit Ausnahme eines norwegischen, nahmen sie deshalb und zwar unter dem oben dargelegten Verständniß an.

Nun ist es ja in unserem Blatte schon früher gesagt und es wurde auch auf der Synodalconferenz wiederholt, daß sich in den Schriften der Missouri-Synode verkehrte Sätze finden, es wurde auch in einem Committeebericht über den Synodalbericht der Missouri-Synode vom Jahre 1881 bedauert, daß nicht immer vorsichtig und genau nach dem Vorbilde des göttlichen Wortes geredet sei, was von den Delegaten der Missouri-Synode zugestanden wurde; da jedoch dargethan wurde, daß unmittelbar vor und nach solchen Sätzen und außerdem an vielen andern Stellen das Richtige ausgesprochen sei, so konnten und wollten wir den Vorwurf einer neuen falschen Lehre nicht erheben. Und das durften wir um so weniger thun, als jene Sätze, soweit wir sie zur Sprache gebracht haben, sämmtlich genügend erklärt sind.

Damit ist nun diese Sache abgethan, und niemand, der aufrichtig und ehrlich sein will, kann sagen, daß wir für jene Sätze verantwortlich seien, noch weniger seine falschen Schlüsse daraus ziehen und uns diese als unsere Meinung andichten. Gott möge den Verläumdern wehren!

Ueber die Negermission wurde ein eingehender Bericht vorgelegt, woraus wir sahen, daß dieselbe sich in einem gedeihlichen Zustand befindet. Die Einnahmen betragen in drei Jahren etwa \$15,000, die Ausgaben ebensoviel.

Eine Anfrage, ob es nicht besser wäre, daß die Synodalconferenz sich auflöse, wurde auf den Tisch gelegt.

Zu Berichterstattern über die Synodalconferenz wurden ernannt für den Luthéraner Herr Director Kraus in Addison, für die norwegischen Blätter Herr

Professor Stub und für das Gemeindeblatt Professor A. Ernst.

Haben nun auch in der Synodalconferenz keine eingehenderen Verhandlungen über die Lehre stattfinden können, so sind doch auch die Befürchtungen mancher nicht eingetreten, wofür Gott die Ehre gebührt. Die nächste Versammlung findet 1884 in Cleveland, Ohio, statt.

Bilder aus der Heidenwelt.

I. Wie ein heidnischer Priester zu Schanden ward.

Der Dorfschulze von Kalipator in Vorder-Indien war ein wohlhabender und angesehen Mann. Mit dem Missionar war er seit Jahren bekannt, und hatte durch ihn auch etwas vom Heiland vernommen, ohne sich jedoch zu ihm zu bekennen; doch hatte er eine gewisse Ueberzeugung in seinem Herzen, daß das Evangelium doch wahr und eine frohe Botschaft sei. Als nun das jährliche Fest der Göttin Kali herbei kam, traf er keine Vorbereitungen zu demselben. Sein Weib erinnerte ihn daran, aber er erklärte, er werde der Göttin nie mehr einen Dienst thun, sie sei ja ein Holzklug, der weder sehen noch hören oder reden könne, und an dem die Ameisen fräßen. Die Frau hing jedoch der alten Göttin an. Unsere Väter haben sie angebetet, sagte sie, und ihr verdanken wir alles. Wenn du die Kali beleidigst, so verlasse ich das Haus. Denn sie wird uns dann mit Krankheiten heimsuchen. Der Mann schlug nun vor, das Götzenbild in das Feuer zu werfen, damit man sehe, ob es sich selbst helfen könne, aber das Weib meinte, er habe den Verstand verloren und flehete, doch so etwas Schreckliches nicht zu thun. Was sollte er machen? Er war erleuchtet genug, um die Göttin zu verachten, aber er hatte keinen Muth Jesum zu bekennen. So gab er nach und fing an, die Vorbereitungen für das Götzenfest zu treffen.

Da kam ein Christ an dem Hause vorbei, und als er sah, was da vorging, rief er dem Hausherrn zu: „Was, du bist doch gescheit genug, um der Kali nicht länger zu opfern?“ — „Ja freilich,“ sagte jener, „aber mein Weib fürchtet sich, und droht mich zu verlassen, wenn ich ihr nicht willfahre.“ Der Christ schüttelte den Kopf und meinte, das sei nicht recht; wer den Götzen opfere, der sündige wider Gott, und Gott lasse sich das nicht gefallen. Der arme Mann sagte nichts mehr, sondern that seinem Weibe den Willen. Das Götzenopfer wurde gebracht und das Fest gefeiert. Drei Monate später kam eine Seuche in das Land; sie kam auch nach Kalipator und in das Haus des Dorfrichters. Ein Kind starb schnell und auch das zweite war in Todesgefahr. Die arme Mutter war in Verzweiflung, raufte sich das Haar und zerklug sich die Brust; der Vater war ebenfalls sehr niedergeschlagen. Tag und Nacht beobachtete er das sterbende Kind, aber kein Hoffnungsstrahl wollte sich zeigen. Da erschien ein alter Freund aus der Nachbarschaft und sagte, man solle doch den Sahib, d. i. den Missionar rufen, der habe vor einem Jahr sein Kind, das noch viel schlimmer daran gewesen, gesund gemacht, heute noch lebe es, und sei so munter als je. Meinst du, daß es noch nicht zu spät sei? fragte der Vater. Wenn man den Sahib ruft, so darf man immer noch hoffen, laß ihn nur schnell kommen, erwiderte jener.

Die Sache war dem Dorfrichter zu wichtig, um sie durch einen Diener ausrichten zu lassen, deshalb zog er sich an, nahm einen Stock und machte sich auf den

Weg. Kaum aber hatte er das Haus verlassen, als ein alter Priester ihm begegnete, der sich nach dem Zweck seiner Reise erkundigte und dann versicherte, so lange er im Lande sei, brauche man keinen Sahib zu rufen. Der alte Heuchler! In einer schweren Krankheit hatte er selbst die Hilfe des Missionars angerufen. Aber vom Betrug und Aberglauben leben diese Heidenpriester, so müssen sie auch der Litge dienen und der Wahrheit entgegnetreten. Der Dorfschulze ließ sich bereden, der Priester kam ins Haus und fing an seine Schastres, d. h. heiligen Bücher zu schwingen und Stellen daraus vorzulesen. Jenein alten Freunde wollte das nicht gefallen, er wußte daß der Bramahne selbst zum Missionar seine Zuflucht genommen, und hielt ihm nun seine Heuchelei und den Unsinn seiner Beschwörungen mit bitteren Worten vor: Aber der Bramahne ließ sich nicht aus dem Konzept bringen, er leierte weiter und erklärte als er fertig war: „So, jetzt ist alle Gefahr vorüber; nach dem Sahib braucht ihr nicht mehr zu schicken.“ In der Nacht darauf starb das Kind. Schnell genug verbreitete sich die Kunde von dem Geschehenen. Jener alte Freund rief das halbe Dorf zusammen, erzählte den Leuten die Geschichte und zog dann mit ihnen vor des Priesters Haus um ihn zu schelten und zu verhöhnen. Er war furchtbar blamirt und ganze acht Tage wagte er nicht sein Haus zu verlassen, oder Besuche zu empfangen. Es war zu offenkundig geworden, daß der Heidenpriester ein Betrüger, der Missionar aber ein Wohthäter der Kranken sei, es war fast keine Familie im Dorfe, welche ihm nicht etwas zu danken hatte.

Aber das Beste kommt noch. Der alte Heidenpriester wurde krank, die Todesfurcht packte ihn und zum zweiten Male wandte er sich Hilfe suchend an den Missionar. Dieser wußte, was inzwischen vorgefallen war, und begrüßte den Priester mit spöttischer Rede: „Du wirst doch nicht von mir Medicin wollen? Schwinge deine Schastres, und wenn das nicht hilft, so lauge an ihnen, und wenn das nicht hilft so siede sie aus, dann wird gewiß ihre Kraft zum Vorschein kommen, denn ich höre, daß du sie weit und breit den Kranken empfehlst. Aber der Mann ließ sich abschrecken, sondern legte sich aufs Bitten. Das hatte der Missionar gemollt. Jetzt hielt er ihm sein Unrecht und die ganze Verlogenheit und Schändlichkeit des Heidenthums vor. Er, der Missionar, wolle gerne auch ihm helfen und thun was in seinen Kräften stehe, aber der rechte Helfer, der allen leiblich und geistlich Kranken helfen könne, sei Jesus, zu dem solle er eilen. Und nun hielt er ihm sein Alter, sein bevorstehendes Ende und die Ewigkeit vor; aber es sei noch Zeit, er könne noch selig werden, und dazu sei er, der Missionar da, daß er ihm das sage, und daß Gott das wolle. Kaum hatte der alte Mann diese Worte vernommen, als Thränen in seine Augen traten und ein neuer Geist über ihn zu kommen schien. Der Missionar gab ihm natürlich die Arznei und behandelte ihn, bis es besser ging, und hofft, daß auch er zur wahren Erkenntniß des Heils in Jesu kommen wird.

Bekanntmachung und Bitte.

Seit dem ersten Oktober hat Herr Pastor G. Thiele den Beruf als Reiseprediger angenommen und ist sogleich in die Arbeit eingetreten.

Ich bitte nun alle Pastoren und liebe Gemeinden unserer Synode durch Sammlung und Einsendung von Collekten mich in den Stand zu setzen dem Reiseprediger den von der Synode bestimmten Gehalt regelmäßig auszahlen zu können. Ich füge die Bitte hinzu,

daß jeder Pastor und jedes Gemeindeglied, der lutherische Verwandte und Bekannte an solchen Orten wohnen weiß, die noch nicht von rechtgläubigen lutherischen Predigern bedient werden, mir solche Plätze und die Namen der Leute brieflich anzeigen möge, damit ich den Reiseprediger dorthin senden kann.

Ich erinnere endlich alle lieben Gemeindeglieder daran, daß der Herr Jesus auch uns zuruft: Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenig; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter ausfende in seine Ernte.

So lasset uns auch fleißig beten, daß der Herr den lieben Bruder Thiele mit seinem Geiste und mit Kräften des Leibes zu seiner beschwerlichen Arbeit stärken, ihm die Wege zeigen und ebenen, und die Ohren und Herzen den Leuten aufstun wolle, zu denen der Herr ihn gelangen läßt, zur Ehre des Namens Gottes, zum Aufbau seines Reiches und vieler Seelen Heil. Lasset uns auch beten, daß der Herr noch viele Prediger unter uns züchten wolle für unsere schon bestehenden und die noch zu sammelnden Gemeinden. Denn wir wissen ja, daß wir nur aus Mangel an Arbeitern keinen Reiseprediger aussenden konnten. Und lasset uns dem Herrn reichlich Gaben von unseren irdischen Gütern zu diesem Zwecke darbringen, denn er spricht: Matth. 10, 40—42.: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.

Gott segne die Reisepredigt.

E. Mayerhoff,

Superintendent für Reisepredigt.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine Pastoral-Conferenz der ev.-luth. Minnesota-Synode versammelt sich vom 7. — 9. November in der Gemeinde des Herrn Pastor Tirmenstein zu St. Paul.

Alle Diejenigen, welche der Conferenz beizuwohnen gedenken, sind ersucht, sich bis den 29. October beim Pastor loci anzumelden. L. F. Frey.

Conferenz-Anzeige.

Die Nordwestliche Conferenz versammelt sich, so Gott will, Dienstag und Mittwoch, den 7. und 8. November bei Herrn Pastor Joh. Gensike in Appleton.

G. W. Albrecht.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoral-Conferenz des ersten Districts von Minnesota, versammelt sich, wills Gott, vom 21. — 23. November, bei Unterzeichnetem. Abholung von Green Isle Station abends vorher. Anmeldung wird gewünscht.

G. E. Ahner.

Veränderte Adresse.

Herrn C. F. Waldi,
734 Villa Straße, Racine, Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVII: Die Herren Pastoren: Siegler, 8.25. Kleinlein jun., [für Sumner] 7.35. Genfite sen., 7. Bergholz, 9. Gauswitz, 1.70. N. Pieper, 9. Thiele, 9.50. Gevers, 1.05. Sprengling sen., 10.50. Bading, 49. Dejung [für Prairie du Chien], 4.20, [für Elkhorn], 6.30. Hoffmann, 14.75. Kleinlein sen., 44.10. C. G. Reim, 28.35. Wendt, 12.60.

Die Herren: Richter, 11. Pauß, 12. Niemann, 1.05. Warning, 1.05. Hackbarth, 16.80. Frank und März, 2.10.

Jahrg. XVIII: Herr P. Mülch, 1.05. Kreuter, 1.05. Dowidat, 10. Quehl, 8.40. Thiele [für Habermann, Lang, Leue], 3. Prager, 1.05. Daib, 1.05.

Die Herren: Bauerfreund, 1.05. Schumacher, 3.09. Kreuzer, Schröder, Schwanz, 3.15. Mrs. Reimling, 1.05.

Jahrg. XVII, XVIII: Herr P. Maas, 2.20. Reichenbacher, 1.05. 3.15. Goldammer, 4.70. 6.85. Braun, 2.20.

Herr Grupe, 2.10.

Jahrg. XV, XVI, XVII: Herr Dette, 3.20.

Jahrg. XVI, XVII: Herr P. Rök, 1.40. 24.60.

Herr John Dreher, 19.85.

Th. Jäfel.

Für Schuldentilgung: P. Jäger, aus P. Thurow's Parochie, Zeichnungen \$467.55, davon in Baar: F. Bluhm \$8; J. Dohs, C. Roder, C. Finger, H. Körler, A. Stellmann, J. Wurster, J. Thode, A. Baahs, J. Ladwig, J. Wiegert, C. Schaubiger, H. Schaubiger, J. Krause, J. Rühle, Wittwe Garbe, F. Nebensdorf, H. Kurth, A. Hohensee, W. Fechtmann, B. Lumpe, C. Peters, C. Schreiber, je \$5; F. Abel (1. Zahl.), H. Jacobi, C. Scholz, J. Kelzow, je \$4; H. Westphal, F. Tietjen, J. Schulz, C. Kurth, L. Holz, A. Riese, je \$3; H. Gürtow (1. Zahl.), W. Bachholz, D. Ravemeier, C. Schubring, J. Stüdemann, Wittwe Wilhelm, A. Pfeffer, A. Kirsch, C. Wagner, J. Koppelte, J. Conrad, C. Günther, J. Adler, F. Kreplin, J. Jenz, A. Willert, C. Lippert, F. Fettkötter, W. Thiesenhufen, C. Kurze, D. Jungbluth, je \$2; F. Krause (1. Zahl.), J. Eichstedt, J. Tietjen, F. Kelzow, je \$1.50; H. Piste \$1.30; J. Schulz \$1.25; M. Stengel, C. Krüger, J. Langpap, H. Stühr, J. Dubenhofst, W. Jahnke, C. Bachholz, J. Müller, L. Krempel, G. Bernhardt, G. Fredricksen, Wittwe Wintelmann, J. Teß, J. Rasch, H. Kuhlmann, C. Martens, W. Bleibbaum sen., W. Bleibbaum jun., H. Lippert, J. Löser, J. Stephan, J. Päfte, je \$1; Frau Müller, A. Kamrath, Frl. M. Scholz, je \$0.50; F. Röhle, J. Martin, je \$0.25; Summa \$226.55.—P. Jäger, aus P. Radke's Parochie, Zeichnungen \$63.25, davon in Baar: H. Rogge (1. Zahl.), C. Siefert, je \$2; A. Pätz \$1.50; J. Hinge, F. Giesler, je \$1.25; F. Steingraber, C. Glander sen., C. Glander, L. Raabe, C. Rasch, C. Radloff, F. Viersch, F. Wäge sen., F. Wäge jun., C. Wolfow, C. Zimmermann, F. Strozinsky, C. Gregorius, F. Butag, L. Reifnauer sen., F. Steinbach, W. Battaglia, je \$1; C. Glander jun. (1. Zahl.), \$0.75; F. Raabe sen., F. Raabe jun., H. Pätz, Wittwe Schulz, C. Meyer, D. Gottbehit, Wittve v. Hayden, Frau Senz, R. Giesler, je \$0.50; Frau Breidsmann \$0.25; Summa \$30.50.—P. Jäger, aus P. Hilpert's Parochie, Zeichnungen \$308.40, davon in Baar: F. P. Martin \$10; N. Guth sen. \$6; D. Moritz, C. Schmidt, J. Meister, C. Puls, W. Dahn, F. Kludt sen., Wittve Brocker, C. Ohrmund, W. Schäfer, C. Schäfer, A. Wagner, H. Buß, C. Doms, je \$5; H. Bremsler, N. Guth jun., je \$4; A. Bogenfchneider, C. Moldenhauer, C. Bled,

Frau Kirsch, H. Siefert, F. Justmann, je \$3; Wittve Martin \$2.50; J. Sell, Geschwister Gutjahr, H. Röcker, G. Rosenthal, C. Landvater, A. Martin, C. Wendorf, C. Ramthun, C. Meilahn, C. Bachhaus, J. Klein, G. Bachhaus, W. Bartelt, A. Wesenberg, J. Gassinger, je \$2; J. Brocker (1. Zahl.), Wittve Ramthun (1. Zahl.), C. Schleicher, W. Kocher, A. Rosenthal, F. Kludt jun., G. Schuppel, F. Ramthun, J. Meilahn, F. Falk, C. Utke, F. Bluhm, P. Brödel, je \$1; F. Bauer \$0.55; J. Fromm, A. Kirchner, H. Bachhaus, J. Schmuur, je \$0.50; P. Hilpert's Kinder \$0.35; Summa \$155.40.—P. v. Rohr, von E. Wendt, J. Jasmer, H. Dailke, C. Müller, J. Leistite, Wittve Grül, H. Schreiber, je \$5; F. Weudler, C. W. Schmidt, H. Braun, je \$3; C. Gerth, L. Malte, H. Meisfert, A. Rief, J. Krüger, Frau Strelow, M. Krüger, J. Dailke, je \$2; C. Lüdte \$1; Summa \$61.—P. Körner, von F. Veyer \$10; G. Schildbach, J. E. Martin, je \$5; H. Heine, C. Folsahn, je \$3; C. Heine \$2; Summa \$28.—P. Rök, von W. Schwandner \$7; C. Braun, 2. Zahl. \$5; G. Wiedenhöft \$2.—P. Hoffmann, von J. Schumacher, J. Eichstädt, je \$5; Büchner, 2. Zahl. \$4.—P. Töpel, von G. Schneider, W. Schwanke, je \$5; C. Kanter I., W. Struck (2. Zahl.), je \$1; F. Kurth, 2. Zahl. \$4; M. Birkholz, 2. Zahl. \$3.

Für das Seminar: P. Gevers, von der Gemeinde in Prairie du Chien \$2.—P. Tr. Genfite, Erntedankfest-Coll. in der Gemeinde zum Kripplein Christi \$9.50.—P. A. Denninger, von der Coll. des Erntedank- und Missionsfestes \$12.—P. Bading, von M. Höhn \$2.50.—P. Tr. Genfite, von einem Ungenannten \$5.—Durch Prof. Snyder von der Gemeinde in Fort Atkinson \$20.—P. Proft, Theil der Missionsfest-Coll. \$21.75.—P. Reibel, Erntedankfest-Coll. \$5.90.—P. J. Meyer, Theil der Missionsfest-Coll. \$17.

Für die Lehranstalten der Synode: P. Körner, von seiner Gemeinde \$10.18.—P. Ph. Köhler, Missionsfest-Coll. \$40.—P. M. Denninger, do. \$10.—P. Waldt, do. \$20.—P. Adelberg, Reformationfest-Coll. \$15.10.

Für das Reich Gottes: P. Bergholz, von der Dreifaltigkeits-Gem. \$3.36; von der St. Pauls-Gem. \$4.36.

Für arme Studenten: P. Jäfel, vom werthen Frauen-Verein \$10. R. Adelberg.

Für die Anstalt in Watertown empfangen: Erntedankfest-Coll. der Gem. in Watertown \$24.07; von F. Blierfucht \$1; P. Brenner, Theil der Missionsfest-Coll. in Ironia \$34.10; Prof. Snyder vom Missionsfest-Coll. in Fort Atkinson \$20; P. Goldammer, von der Gem. in Wheatland \$3.30, der Gem. in Geneva \$2.70, der Gem. in Genoa \$2.50; P. Genfite sen., Erntedankfest-Coll. der Dreieinigkeits-Gem. \$14, der Immanuel-Gem. \$4.50; P. Hillemann sen., aus der St. Pauli-Gem. \$11.82. J. H. Brockmann.

Für die Wittwen-Casse: P. Probst, pers. Beitrag \$5; P. Albrecht, do. \$5; P. Popp, Coll. in Wrightstown \$5; P. Reibel, von D. Ganger \$1; Frau Riel \$1; P. Ph. Brenner, pers. Beitrag \$5; P. Goldammer \$3; P. Damman, von seiner Gem. \$2.30; P. Hillemann sen., von St. Lukas \$18; P. Thiele, von der Zion-Gem. in Vandynne \$5.09; P. Avellemant, Erntedankfest-Coll. \$7. J. Bading.

Für den Seminar-Haushalt: Durch Herrn P. W. Hagedorn in Forest 36 lb Butter von den Frauen Rosenbaum, Kintel, Schnell, Drens, Göhmann, Köhl, Lange, Dins, Wolfgram, Wagner und Petri; durch Herrn P. G. W. Albrecht in Dundas, Calumet Co., Wis., 20 lb Butter von Frau L. Müller; durch Herrn P. C. F. Goldammer, a) aus seiner Gem. in Wheatland 44 lb Butter, nämlich von Frau A. Umborn 5, C. Guth 3, A. Fries 3, J. Steffen 3, A. Hoffmann 2½, C. Prügmann 3, G. E. Rosenhauer 3, M. Ragenberger 3, J. Gädte 3½, A. Jung 2, F. Schulz 2, C. Schwanz 2, J. Pocknig 2, W. Hante 2½, Kessler 1½, Ziebell 1½, Göttsche 1½; von L. Brennecke \$1 und J. Radius 50 Cts.; von Paul Sauer 2 Fäßchen zur Verpackung; b) aus der Gem. in Geneva 15½ lb Butter, nämlich von C. Fabian 5½, W. Bergfeld 5, J. Fischer 2, C. Kumpel 3; c) aus der Gem. in Genoa 11 lb Butter, nämlich von C. Düsing 6 und W. Kumpel 5 lb; Herr Paul Sauer in Stades Corners besorgte gütigst die Verpackung des Gesammten.

Gott vergelte all den freundlichen Gebern!

Im Namen der Anstalt dankt

C. R o b t.

Für Reisepredigt: Durch P. Rök vom Missionsfest in Morrison \$15; durch P. Waldt vom Missionsfest in Racine \$5; durch P. Hönecke von N. R. \$5; durch P. Brenner vom Missionsfest in Ironia \$16. C. Mayerhoff.

Für die Synodal-Casse: Durch Herrn P. N. Pieper, Gem. in Manitowoc \$7.50; von demselben für diesjährige Synodalberichte \$9, für letztjährige Synodalberichte \$0.95; P. Hölzel, für 100 diesjährige Synodalberichte \$15; P. Gauswitz, für Synodalberichte vom letzten Jahr \$3.50, von diesem Jahr \$2.70; P. Dppen vom letzten Jahr \$2. J. Conrad.

Der Rest der eingesandten Quittungen erscheint in der nächsten Nummer.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bucherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodabuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.

Händler in Bildern, Bilderrahmen sowie in allerlei Utensilien und Materialien für Maler und Zeichner.